

für sie war. „Vatermord“ hieß die Devise, und das Gräßlichste schien noch nicht kraß genug. Den Vater mit dem Hackbeil zu erschlagen, war ein Geringses, Spott und Haß auf ihn schrien sich in unartikulierten, wilden Sätzen in die Welt. „Vatermord“ und „Expressionismus“ waren ein und dieselbe Losung: einen Artikel gebrauchen vorm Substantiv, normal einen Satz konstruieren, hieß ebenso schandbar, wie einem Papa zu gehorchen. Die „Jugendbewegung“ war so groß und so stark wie damals nie mehr, in ihr erhob sich am stolzesten und am schönsten die sich befreiende, die sich selbst proklamierende Generation. Das Wandervogeltum war der größte und hoffnungsvollste Aufstand der sich befreienden Jugend, wahrer als alle Literatur, notwendiger als jedes Programm — hier offenbarte sich dieses revolutionäre Pathos am edelsten und am stärksten. Man soll sich nichts vormachen: die Wandervogelbewegung war, als Bewegung, gegen die Eltern gerichtet.

Die Blütezeit dieser revolutionären Jugend ist im Grunde vorbei. Rein äußerlich und quantitativ ist das „brave Kind“ sehr obenauf. Von einer böartigen Bravheit ist es geworden, von aggressiver Bravheit sogar, von einer gefährlichen Tugend, die, zum Beispiel, antisemitisch ist und alles, was sie für moderner als Felix Dahn halten muß, mit Gummiknütteln bedroht. Was in ihm ist an Intensität und Bewegungsstärke, verausgabt es ganz und völlig im Sport; hier allein finden wir es mit Ernst und wildem Eifer bei der Sache. —

Die Lage dessen ist schwierig, der, der „revolutionären“ Jugend und ihrer emphatischen Sicherheit innerlich nie ganz vertraut, die „brave“ Jugend mit dem Fußball und dem Gummiknüttel gar vollkommen ablehnen muß. Schwierig und vieldeutig, wie seine Situation im allgemeinen, ist seine Stellungnahme zum „Eltern“-Problem auch.

Wo ist das Lärmen gegen das Alte nun hin, das man vielleicht noch immer von uns erwartet? Wo ist die siegesgewisse

Heftigkeit, die ein Hackbeil gerade klobig genug fand als Waffe? — Wenn ich in einem Buch blättere, das ich geschrieben habe, finde ich Stellen, die sanft sind und beinahe demütig. „Er trug keine Schuld,“ versteht da ein Sohn, „und sein Vater trug keine Schuld. Schuld gab es nicht. Aber so war alles gewesen. — Sein Vater hatte wohl helfen wollen und hatte gesagt: „Siehst du, mein Sohn, das haben wir alle mal mitgemacht — das ist die Pubertät — das sind die Nöte der Jugend —“ Und dann hatte der Sohn den Blick wohl gesenkt und nichts geantwortet und nicht gesagt, daß das etwas anderes sei, nicht die psychisch-physische Krisis der Uebergangsjahre, sondern eine Gefährdung, eine Entgleisung tieferer, einschneidenderer, schicksalhafterer Art. Er hatte neben diesem Vater gelebt und hatte ihm nichts gesagt. — Seine liebe Mutter war tot. Sorgenvoll und in Güte sah ihr Bildnis prüfend, mahnend, beobachtend auf alles Kommende. „Die Eltern sind gut“, dachte Andreas plötzlich. „Sie sind so gut gegen uns gewesen. — Aber sie können nicht helfen. Sie schauen sorgenvoll wie auf Bildern, aber ihr Blick kommt niemals ganz bis zu uns.“

Der junge Held, der dieses begreift, hat Abenteuer nachher von tiefer Fragwürdigkeit; immer weiter entfernen seine verschlungenen Wege sich von den Eltern, die „sorgenvoll wie auf Bildern“ schauten. Aber ihm liegt es fern, mit einer Selbständigkeit aufzutrumpfen, die sich, eine Voraussetzung gleichsam, als von vornherein gegeben versteht und an der er nicht immer leicht trägt. Er kann eine Selbständigkeit nicht mehr mit großer Inbrunst beanspruchen, um deren Notwendigkeit er mit tiefer, nicht triumphierender, sondern fast schmerzhafter Sicherheit weiß. Zwischen ihm und den Eltern liegt ein Weltkrieg und eine Revolution: das trennt tiefer als aller rhetorisch-anklägerische Haß.

Hinter seinen Verirrungen steht „der Vater“ nicht mehr als Schreckgespenst,